

# Die Neue Welt

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Nr. 47

## Die Brüder.

Erzählung von Hermann Sorn.

**D**ie Sonne eines Herbsttages schien strahlend auf ein armes Bauerndörfchen des Speßart und holte aus der Dunkelheit der verfallenen Strohdächer und schmutzigen Gassen das Glend hervor.

In einem Hofe etwas abseits vom Dorfe, der zu einem nicht ganz arm aussehenden Hause gehörte, lag ein kleiner Bauernbube von etwa fünf Jahren auf der steinernen Haustreppe und blinzelte unter dem gelben Flachshaar hervor nach einigen kleinen Ferkeln, die bligblant gewaschen, verlangend nach der Kuhle blickten, die die Räder der Wagen gebildet hatten.

Wehe jedoch, wenn eines der Müßelthiere es wagte, seinen Körper nach jener Richtung hin in Bewegung zu setzen. Der kleine Bube sprang auf, lief ihm entgegen, und eine Haselgerte schwippte unbarmherzig auf die weiße glänzende Haut nieder. „Wenn ich Euch gewaschen habe, wird sich nicht wieder schmutzig gemacht,“ murmelte er dabei zwischen den Zähnen durch.

Einmal jedoch vergaß er fast seines Amtes. Das war, als die Magd aus der Scheune kam und unter dem Arm einen Kasten trug, der auf zwei rundgeschlittenen Brettern ruhte, daß man ihn schaukeln konnte, wenn man ihn auf den Boden stellte. Damit schritt sie, ohne anzublicken, eilig über den Hof, und ihre berbe Gestalt verschwand unter dem leisen Klatschen, das ihre nackten Füße auf den Steinen hervorriefen, im Hause.

„Minna!“ rief der kleine Bube ihr nach. Sie hörte nichts.

Das war seltsam; der kleine Ludwig, so hieß der jugendliche Schweinehirt, rieb sich die gelben Flachshaare aus der rothen Stirn. Was hatte es zu bedeuten, daß der Herr Doktor heute dagewesen war mit einer dicken Frau, die noch in der Stube herumhantirte, daß die Mutter liegen geblieben war? Mit einem Male kam ihm eine große Neugierde, zu erfahren, was in der Stube los sei.

Nach sprang er auf und lief quer über den Hof nach dem Schweinestall. Den sperrte er auf und mit einem: „Hüo, hüo!“ rannte er dann mit erhobener Faust gegen die grunzenden Ferkel an, wie er es wohl bei den Knechten gesehen hatte, wenn sie das Zugvieh durch Drohung zu etwas bewegen wollten. Die geängsteten Thiere liefen ein paar Mal im Kreise umher und drängten dann mit zu Boden gesenktem Müßel in den Stall.

„Ich will Euch!“ sagte der kleine Kerl, schob sorgsam den Niegel vor und machte sich auf den Weg zur Stube, die den ganzen Tag für ihn verschlossen gewesen war. Jetzt war die Thür nur

angelehnt, und er drängte den dicken Kopf, der vor Erregung geröthet war, durch ihren Spalt.

Neben den grünen Kachelofen, in dem es prasselte, hatte man das Bett seiner Mutter gestellt, dessen mächtige Federmassen, die in roth und blau gewürfelten Ueberzügen steckten, die eine Hälfte der Stube zu füllen schienen. Und jetzt gewahrte er auch den Kasten, den die Magd vorhin über den Hof getragen hatte. Er hatte blaue Vorhänge bekommen, und in diesem Augenblick legte die dicke Frau, die erst am Fenster bei einer Badewanne auf dem Tische sich zu schaffen gemacht hatte, einen verhüllten Gegenstand hinein, der kräftig quakte.

Das war Alles auf's Aeußerste unbekannt und die Neugierde erregend. Mit vorgebeugtem Kopfe betrachtete der kleine Bube, was rings um ihn vorging, und als die dicke Frau auf einen Augenblick in's Nebenzimmer eilte, schlich er sich auf den Zehenspitzen an die Wiege.

Er drängte das rothe Gesicht durch die Vorhänge, um jählings erschrocken zurückzufahren. Ein kleines, rosiges Menschenköpfchen hatte er gesehen, und darunter, wie beim Maulwurf die hellen Pfötchen aus dem dunklen Pelze blickten, hatten kleine, helle Fäustchen aus weiß und schwarzen Flanellwindeln hervorgeragt.

Wie er noch ganz erregt auf die Vorhänge starrte, hinter denen er so Merkwürdiges gesehen hatte, hörte er seiner Mutter Stimme. Und als er sich umwandte, guckte sie bleichen Antlitzes, das etwas schmerzlich Ergebenes hatte, aus dem Bette.

„Ludwig,“ sagte die Frau in einem matten Ton, den er noch nie von ihr gehört hatte.

„Das ist Dein neuer Bruder Max! Du weißt, daß der Vater gestorben ist und nicht mehr auf ihn aufpassen kann. Drum mußt Du das für ihn thun.“

Das Kind sah seine Mutter mit einem ängstlichen Blicke des Verständnisses an und nickte. Darauf legte das müde Weib sich wieder in die Kissen zurück.

Ihre Worte aber, so ganz anders gesagt wie sonst, die seltsame Umgebung, das Neue, das er alles auf einmal lernen gelernt hatte, machten, daß sich dieser Augenblick unvergeßlich in das Gedächtniß des kleinen Jungen einprägte.

Die Leiden des Wochenbettes und der kurz vorher erfolgte Tod ihres Mannes hatten der Frau Breitenbach, der Mutter Ludwig's, für kurze Zeit jene weiche Stimmung zu geben vermocht, die ihrem Söhnchen unbekannt war. Als sich jedoch ihre frühere robuste Gesundheit wieder einstellte, und sie wie früher in Haus und Feld schaltete und waltete, da war bald der alte, harte, kreischende Klang der

Stimme wieder da, die weicher gewordenen Flügel bildeten sich zu der früheren Schärfe aus, und der ergebene Blick ward kalt und schlau wie sonst.

Man hatte sich seiner Zeit sehr gewundert, wie diese Frau den stillen, sanften Breitenbach hatte heirathen können, von dem die Leute munkelten, er sei eines Kunstmalers Sohn, der einmal vor Jahren für kurze Zeit bei einer Bauernfamilie gelebt hatte. Man sprach auch davon, die Frau hätte sich später selbst geübert, einen so gar gefügigen Mann bekommen zu haben, der sich um den Finger wickeln ließ. Jedoch die Leute waren davon abgekommen, als sie sich bei seinem Tod wie andere Weiber auch benommen, und redlich gehent und lamentirt hatte.

Nur nach sechsjähriger Ehe war das zweite Kind als vaterlose Waise auf die Welt gekommen. Da galt es nicht mehr zu lamentiren, sondern thätig zu schaffen.

Frau Breitenbach hatte für ihre Verhältnisse Großes vor mit ihren Kindern. Daß der Erste einem Gelübde zufolge, das sie bei seiner schweren Geburt gethan hatte, Geistlicher werden sollte, war bekannt, nun sollte der Zweite, das zweithöchste, was sie kannte, werden, Herr Amtsrichter. Das war ein großes Ziel, das zu erreichen es sparen und haufen galt.

Mit der sehnigen, blinden Energie, die ihr eigen war, warf sich die Frau auf die Arbeit, daß ihr Gesinde erzählte, zwei Knechte schafften nicht, was sie allein leistete.

Während sie meist draußen auf dem Felde oder in der Scheune war, überwachte der kleine Ludwig die ersten Jahre der Entwicklung seines jüngeren Bruders. Wie es sich für einen künftigen „Hochwürden“ gehörte, würdevoll und pflichttreu, verließ er sein Amt, verlangte dafür aber auch eine strenge Befolgung seiner Gebote. Nur was geboten und zweckmäßig, sichtbar praktisch war, verstand er, alles Andere verfuhrte er zu unterdrücken.

Er konnte sich ärgern, wenn sein kleines Brüderchen zur Trinkenszeit statt zu trinken mit dem Stößel der Flasche spielte und mit den Beinchen strampelte, janzend an den Vorhängen der Wiege kratzte, und ebenso groß war sein Aerger wieder, wenn der kleine Kerl, nachdem er zum Spielen hinausgetragen war, statt dessen nach der Flasche verlangte. Schrie er, dann bekam er sicher nicht seine Milch, und spielte er statt zu trinken, konnte er ihm plötzlich mit aller Energie die strampelnden Beinchen zudecken und heftig den Lutscher in den Mund stecken, daß der kleine Max sich ganz verschüchtert und mäschenstill hinter die Vorhänge duckte, wie ein Spaz, der laut geschrien hat und plötzlich den Volzen des Blasrohres an seinem Kopfe vorbeizischen hört.

Diese Art der Vernachlässigung der Wünsche

seines Bruders und der energischen, rücksichtslosen Durchführung dessen, was er für passend und recht hielt, war es zuzuschreiben, daß der jüngere Bruder dem älteren seine Zuneigung entgegenbrachte, trotzdem sich dieser so viel mit ihm beschäftigte. Im Gegentheil, er verschloß vor ihm sein Inneres und befolgte nur ängstlich, was er von ihm verlangte, so daß sein Wesen bald dem eines kleinen Hündchen gleich, das statt der notwendigen, zarten Behandlung alle Augenblicke rohe Schelte und Schläge bekommt und nicht mehr weiß, was es thun soll, und bald bei verständnißloser Nachahmung des Vorgeführten verschüchtert und fehlerhaft wird.

Erst als Ludwig auf das Gymnasium der benachbarten kleinen Stadt kam, konnte sich Max eine gewisse Selbstständigkeit der Anschauung aneignen.

Jetzt konnte er in Wald und Flur staunend mit geheimnißvoller Freude seine eigenen, stillen Beobachtungen machen, jetzt konnte er in seiner freien Zeit Stunden lang im Walde ausgestreckt liegen und nach den Wolken schauen, denn seine Mutter verlangte von dem zukünftigen Herrn Amtsrichter keine gewöhnliche Arbeit, und die langgezogenen eintönigen Linien der Spejarter Hügelreihen ließen schauernde Stimmen seines Inneren erwachen, die mit dem Flüstern des Waldes seine Phantasie zu so seltsamen Malereien veranlaßten, wie sie sein kindlich in seinem kleinen Lebenskreise eingebämmter Sinn verstand.

Das Alles hörte auf, wenn sein Bruder in den Ferien nach Hause kam. Da hieß es beständig lernen, lernen. Erst biblische Geschichte und Rechnen, später lateinische Grammatik und Übungsbuch.

Dann kam er auf die Lateinschule.

Das war eine Zeit, wo ihn nur die weiche, elastische Anlage seines Charakters, die immer wieder nachgeben konnte, ohne zerstört zu werden, vor einer Verbitterung seines ganzen Lebens bewahrte.

Wie Einem, der sich bei einer Ueberschwemmung auf eine Erhöhung geflüchtet hat, die nun das Wasser immer mehr übersteigt, so daß es langsam die Glieder hinaufdringt, bis er auf den Zehenspitzen stehen muß, und nicht zu ersticken, und der nun mit geschlossenen Augen in seiner Stellung verharrt und nichts Anderes denkt als nur zu, nur zu — so war es ihm.

Beständig war er mit seinem Bruder zusammen. Seitweggen hatte Der keinen Verkehr mit Fremden, und aus demselben Grunde bekam er keine. Mit unerbittlicher Strenge wachte Ludwig über Max. Des Morgens gingen sie miteinander zur Messe, zusammen gingen sie in die Schule und aus ihr, zusammen verrichteten sie die vorgeschriebenen Spaziergänge, und wiederum zusammen machten sie ihre Schularbeiten und beteten dann des Abends ihre Rosenkränze.

Als echter Bauer hielt der ältere Bruder jeden gedruckten Buchstaben, jedes Buch für eine ungeheure Weisheit, die sich anzueignen und auswendig zu lernen der Zubegriß aller Bildung sei. Daher war er unermüdetlich mit großer Willensanstrengung beschäftigt, seinen Kopf mit den Bildungsmitteln zu füllen, die ihm die in den Händen der Geistlichkeit liegende Schule bot, ähnlich wie man einen eisernen Topf krachend Stück für Stück mit Steinen anfüllt, bis er schwer und vollgewichtig ist.

Ganz anders war dagegen Max angelegt. Ihm fehlte diese fanatische, stiernackige Energie, und er konnte und konnte dem blutlosen Unterrichte, der statt die höheren Gefühle zu erwecken, sie unterdrückte, keinen Geschmack abgewinnen, und so ließ er sich drillen und lernte mit müder Gleichgültigkeit, ohne daß das, was er mit beständiger Qual thun mußte, zu lebendigem Gute in ihm geworden wäre.

Wäre sein Bruder nicht gewesen, er wäre wohl kaum vorwärts gekommen. Den bewunderte und lobte man wegen seines Eifers, und er nahm es mit selbstverständlichem Lächeln hin; ihn nannte man faul und er glaubte selbst bald mit müder Resignation daran und begann seinen Bruder wie eine elementare Gewalt zu betrachten. Allmählig begann die Welt ihm wirklich als das Thal des Glends zu erscheinen, von dem sein Bruder beständig sprach, und darin war eine geheime Macht, die Einem verbot, das zu thun, was glücklich machte. Und wenn er sich diese Macht verkörperte, gewann sie eine er-

schreckbare Aehnlichkeit mit seinem Bruder, dessen edige, schwarzrötliche Figur, dessen glattrasirter Bauernschädel mit den wulstigen Lippen, hinter denen gesunde Zähne hervordrückten, ihn dann drohend umschwebte.

Als sein Bruder nach fünf Jahren nach Würzburg auf das Priesterseminar kam, da lebte Max nicht auf, sondern brach zusammen. Der mühsam hochgehaltenen Kraft, sich einen geringen Ueberblick über das Gelernte zu erhalten, fehlte der ständige Sporn, er lernte eine Zeitlang garnichts. Das früher Aufgenommene verwirrte sich mit dem Neuzulernenden, ein Widerwillen gegen das Lernen überhaupt brach immer mehr hervor, und er fühlte es ringsum dunkel werden in einer quälend drückenden Verwirrung.

Als die nächste Verlegung in die neue Klasse kam, blieb er sitzen.

Höllengalen waren es, die er diese Ferien durchmachte. Seine Mutter nannte ihn einen Dieb, der ihr das Geld aus der Tasche stehle, sein Bruder einen leichtsinnigen, gottverlassenen Faulenzer, seine Lehrer hatten ihn mit überlegenem Lächeln einen Dummkopf gescholten, daß er sich schließlich nicht ein noch aus wußte und auf all' den Andrang hin feierlich geloben mußte, das nächste Jahr ganz sicher ordentlich brav und fleißig sein zu wollen.

Als jedoch der Unterricht wieder begann, und er trotz aller verzweifeltsten Anstrengungen dem Lernen, wie man es von ihm verlangte, kein Interesse abzugewinnen vermochte, da gedachte er in seinem Unglück sich ein für allemal von diesem Glend zu befreien und zu sterben.

Als er eines Tages, nachdem er verzweifelt wieder eingesehen hatte, er würde dies Lernen nie verstehen können, mit dem Strick in der Tasche, an dem er sich aufhängen wollte, vor die Stadt ging, begegnete er seinem Zeichenlehrer.

Das war eigentlich von jeher der einzige Mensch gewesen, der ihn geliebt und verstanden hatte. Ein Volksschullehrer, war er ein enthusiastischer Dilettant der edlen Malkunst, und Max, der ein nicht unbedeutendes Talent gerade für die Ausübung dieser Kunst besaß, hatte mehr wie einmal schon seine neidlose Bewunderung erregt, und was er konnte, hatte er ihm schon längst beigebracht.

Der Mann sah dem jungen Menschen sein verzweifelt Wollen an und wich ihm nicht von der Seite. Und als sie Beide an eine Stelle des Waldes gelangten, wo Max plötzlich entfliehen wollte, hielt er ihn fest, und es kam zwischen den beiden Menschen zu einer Aussprache, wobei Max sein ganzes Herz, das voller Verzweiflung war, ausschüttete.

Im Anfang wollte der Lehrer in der Weise, wie man solchen jungen Leuten in ähnlicher Lage zuredet, auch auf Max einreden. Er redete davon, daß das vorübergehen werde, er solle nur recht fleißig sein und dergleichen mehr. Als aber der Knabe nur ein dumpfes Stöhnen zur Antwort hatte und mit allem Abscheu sich gegen ein Zurückgehen in die alten Verhältnisse, weniger durch Worte als durch Gefühlsausbrüche, wehrte, kamen ihm plötzlich die Biographien berühmter Leute in den Sinn, die in ihrer Jugend mit gleichen Verirrungen zu thun gehabt hatten, wie sein junger Freund, und es ging ihm wie eine Erleichterung auf. „Weißt was, Maxel,“ fuhr es ihm in seinem Dialekt heraus, „auf München mußt, auf d' Akademie und Maler werden!“

Dieser Gedanke in das Dunkel seiner Verwirrung gelegt, ging wie eine lobende Feuergerbe in Max auf. Er dachte nicht mehr an Selbstmord, still ließ er sich nach Hause geleiten, und seine stumpfe Verzweiflung, plötzlich auf ein helles, strahlendes Ziel gerichtet, verwandelte sich in jene Energie, die den Weichlichsten erfaßt, der instinktiv die Lebensbedingungen seiner Existenz erfährt und vertheidigt.

Er mußte Maler werden!

Seine Mutter wehrte sich mit Händen und Füßen dagegen, sein Bruder schrieb höllenmalende Verdammungsbriefe, der junge Mensch stand nicht von seinem Vorhaben ab, bis man schließlich einlenkte.

Zuerst riethen seine Lehrer dazu. Es sei besser, meinten sie, wenn man ihn das Ungewisse lernen ließe, wozu er Lust und Talent habe, als wenn er

ihnen mit seiner Faulheit zur Last fielen. Das hätte freilich die Mutter noch nicht vermocht, ihren Lebenswunsch, den Jüngsten als Herrn Amtsrichter zu sehen, aufzugeben. Aber da las ihr der Protektor des Jungen, der Zeichenlehrer, aus einigen Zeitungsausschnitten, Summen vor, bei deren Anhören es der einfachen Bauersfrau schwindelte, und erklärte ihr, daß diese durch den Verkauf von Oelgemälden erzielt worden seien, wie sie ihr Sohn später auch einmal anfertigen werde. Das gab den Ausschlag bei ihr und sie willigte, nachdem die Anerkennung des jungen Talentes von München eingetroffen war, in den veränderten Lebensplan ihres Jüngsten ein, der jetzt mit einem Male ein völlig anderer Mensch wurde.

Ein stilles Glücksgefühl ließ im An die alte, kindliche Heiterkeit wieder auftauchen und unterstützte von Herrn Gander, — so hieß der Zeichenlehrer, — traf er alle Vorbereitungen zur Reise nach der Hauptstadt. Bevor er abreiste, erhielt er noch einen Brief seines Bruders.

„Lieber Bruder,“ hieß es darin, „niemals würde ich Dir meine Einwilligung zu dem von Dir unternommenen Schritte geben, wenn ich nicht in der letzten Zeit Dinge über die Kunst gehört hätte, die sie mir lobenswerth erscheinen lassen, wenn sie in einer gewissen Richtung ausgeübt wird. Ueber das Nähere habe ich noch nicht Zeit und Ruhe gehabt nachzulesen und nachzudenken, aber ich werde es thun, und Dir in späteren Jahren, wenn Du die Anfangsgründe Deines Berufes überwunden haben wirst, die Resultate meines Studiums nicht vorenthalten.“

Ich bin gegenwärtig in einem Alter, das auch Du erreichen wirst, wo die Lust des Fleisches mächtig gegen den Geist ankämpft, und habe schwere Kämpfe zu bestehen. Doch habe ich in dem Gebet einen mächtigen Bundesgenossen gefunden, und ich beschwöre Dich als Bruder und befehle Dir kraft meines Amtes als zukünftiger Priester, nie die Andachten außer Acht zu lassen, wie wir Beide sie früher gemeinsam betrieben haben.

Ich kann Dir jetzt nicht mehr nahe sein, denn mit Macht muß ich mich in meinen Gott und seine Offenbarungen, die er uns in seiner glorreichen Kirche giebt, versenken, und dies ist ein so ernstes, gewaltiges Thun, daß ich an nichts Anderes denken darf.

Sind diese Jahre des Kampfes und der Unterwerfung vorüber, dann sei überzeugt, daß neben den göttlichen Pflichten die gegen meinen Bruder mit die heiligsten sein werden.

Ich hoffe im Herrn, daß meine Kämpfe auch Dir zu Nutzen kommen sollen, und mache über Dich das Zeichen des heiligen Kreuzes als Dein in wahrer christlicher Liebe Dir zugethaner Bruder.“

Vange Sorgen und dunkle Vorstellungen waren es, die in Max durch die Lektüre dieses Briefes hervorgerufen wurden, und nur das Ende des Schreibens, aus dem deutlich zu ersehen war, daß sein Bruder ihn vorerst unbehelligt lassen wollte, beruhigte ihn. Bis Du ihn wiedersehst, dachte er, wirst Du wohl wissen, was er meint.

## II.

Der junge angehende Künstler hatte zu viel Träume von Glück gehabt, als daß er es jetzt in München sogleich hätte finden können. Was er vor Allem gebraucht hätte, das wäre eine verständige, liebevolle Leitung gewesen, die ihm allmählig beglückende Arbeit gebracht hätte und mit ihr feste Ansichten. Statt eine solche aber zu finden, erwartete seinen unpraktischen Sinn die Ordnung einer ganzen Reihe von Angelegenheiten, die anderen Burschen seines Alters von erfahrenen Eltern oder Verwandten aus dem Wege geräumt werden.

Er mußte sich seine Aufnahmepapiere einzeln besorgen, bei welchem Geschäfte man ihn von Einem zum Anderen schickte, wobei er manche Verwirrung anrichtete, die er dann selbst wieder entgelten mußte. Nicht zum Mindesten bereitete ihm das Besorgen einer Pension, wo er wohnen und essen konnte, Schwierigkeiten, da er mit seinen geringen Mitteln sehr zusammenhalten mußte. Und richtig kam er denn auch zu einem Weibe, das ihn gehörig überbortheilte und ihm ein kleines Zimmerchen mit Be-

köstigung zu einem Preise aufschwachte, der fast sein ganzes monatlich Ausgesetztes verschlang.

Als er dann in die Zeichenschule eintrat, da fand er natürlich auch dort nicht das Erwartete. Nicht daß er faul gewesen wäre oder etwas Anderes hätte machen mögen, als er zu machen hatte, nein, aber die Art seines Lehrers, der seinen Tadel in kritischer, unfreundlich-spöttischer Weise äußerte, drückte seine niedergeschlagene Natur, die nicht so gleich erkennen konnte, was ihr fehlte, tief nieder, und seine energischen, zielbewußten Kameraden mühten naturgemäß ebenfalls deprimierend bei einem Vergleich zwischen sich und ihnen auf ihn wirken, und das Verhältnis, das sich zwischen ihnen und ihm entwickelte, war dem von herablassenden Herren zu einem Bediensteten eher ähnlich, als einem ebenbürtigen kameradschaftlichen Verkehr.

So verdrängten die Erfahrungen der ersten Wochen die Hoffnungen, die sich an sein neues Leben geknüpft hatten, und er begann wieder an seinen Bruder zu denken und nach dessen Vorschriften sein Leben zuzuschneiden. Nur das dünkte ihm in einer traurigen Verwirrung für Recht und Pflicht, was er nicht gern that. Wieder begann er deshalb abzustumpfen, betrieb seine Zeichenstudien in ähnlicher Weise, wie er früher gelernt hatte, und des Abends glitt der Rosenkranz durch seine Finger wie ehemals. In trauriger Resignation, hoffnungslos wie je, lebte er dahin.

Erst durch einen Zufall wurde er aus diesem unerträglichen Zustande, aus dem ihn weder der Trubel der Großstadt, vor dem er Angst hatte, noch irgend ein freundschaftlicher Verkehr hatte reißten können, befreit. Die Wäscherin, die ihm sein Weißzeug plättete, eine ältere Frau, Frau Niedermeyer wurde sie gerufen, fragte ihn eines Tages, als sie Wäsche bei ihm abholte, mitteilend: „Sagen's einmal, Herr Breitenbach, warum sind's denn immer gar so traurig und niedergeschlagen?“

Die Frage wunderte ihn und setzte ihn in Verwirrung.

„Ich?“ erwiderte er verwirrt.

„No, ja,“ gab die Frau zur Antwort. „Andere junge Leute sind fidel und freuen sich, daß sie jung sind, und Sie sind alleweil der Trübselige. Fehlt Ihnen denn was? Ich thät aus dem Loch da,“ sie zeigte geringschätzig um sich, „ausziehen!“

„Aber wohin denn?“

„Jetzt lachte die Frau.

„München ist groß. Wissen's was, ziehen's zu mir. Mein Jüngster, der hat lehthin geheiratet, und in dem seinem Stübl können S' gut wohnen; eine bessere Verpflegung wie hier kriegen S' denn auch, und übervorteilen thu' ich Sie erst recht nicht!“

Wie es ging, wußte der junge Mensch nicht; in Zeit von einer halben Stunde wußte die Frau, die ihm ein großes Vertrauen einflößte, Alles, was er selbst über sich zu sagen hatte, und sie waren einig, daß Max zu ihr ziehen sollte.

„Wenn Sie erst einmal bei mir sind,“ sagte die Frau, „dann sollen S' schon wieder fidel werden, und die Mucken vergehen Ihnen ganz von selber.“ —

Wirklich hatte der Zufall Max jetzt gegeben, was er brauchte.

Fidel und gesellig, wie die Frau glaubte, wurde er nicht, aber eine behagliche Freundigkeit am Leben ergriff ihn bei dem einfachen, gemüthvollen Verkehr mit der Frau Niedermeyer.

Mit ihr und ihrem Manne, der Schustergehilfe in einer größeren Fabrik war, verlebte er seine freien Stunden, darüber allen anderen Verkehr außer Acht lassend, und wenn das auch nicht anregend und seinen Horizont erweiternd auf ihn wirkte, so wurde er doch durch diese Leute gefesselt, gewann einen unbefangenen, heiteren Blick, und sein Talent entwickelte sich unter neuen Lehrern im Laufe der Jahre zu derselben innigen Freundigkeit, mit der er als Mensch wie ein Kind unüberlegt das that, was ihm Freude und beglückendes Gefühl gab.

Vier Jahre gingen so dahin, und aus dem verhärmten Kinde ward ein schüchtern, mädchenhafter Jüngling. Wie ein dunkler Traum lagen die Jahre unter seinem Bruder hinter ihm. Wenn er sich des Abends von dem Niedermeyer'schen Ehepaar getrennt

hatte, legte er sich oft noch in das offene Fenster, das einen Blick auf die Naranlagen bot, und träumte vor sich hin.

Dabei waren ihm im Anfang häufig die Bilder der Heimath erschienen. Die Mutter mit ihrer sehnigen Figur, das rothe Kopftuch umgebunden, die Kartoffelharke über der Schulter, stand da ebenso vor ihm, wie sein Bruder im langen, schwarzen Rock, der nie gewechselt wurde und von Sonne und Regen einen grünen Schein bekommen hatte wie ein bemoster Karpen.

(Fortsetzung folgt.)



## Die Entwicklung der neueren Pädagogik.

Von Friedrich Müller.

(Fortsetzung.)

Früher als der Neu-Humanismus hatte sich sein Widerpart, der kurz so genannte Realismus, entfaltet. Leider wird die Geschichtsforschung der Pädagogik diesen Entwicklungszügen noch lange nicht gerecht; dies namentlich deshalb, weil der Realismus, ungleich dem nach den ersten Anfängen rasch fortschreitenden Neu-Humanismus, erst viele Menschenalter später, d. i. in den allerletzten Jahrzehnten, zu einem festeren Ausbau gelangte, getragen von Personen, denen historische Interessen recht ferne liegen. Die ganze Richtung ist, wenn wir uns die Sache vereinfachen dürfen, etwa von 1700 an zu datieren. Wie da nach einer Spezialbildung für den Ingenieur, für den Industriellen, für den Kaufmann (hier im Zusammenhang mit der volkswirtschaftlichen Richtung des „Mercantilsystems“), selbst für den Künstler gestrebt und gerungen wurde; wie sich insbesondere das technische Unterrichtsweisen, zumal seit dem 1745 zu Braunschweig gegründeten Collegium Carolinum, ganz langsam und erst in unseren Tagen, namentlich seit den sechziger Jahren, fruchtbar entwickelte; wie die, allerdings hinter 1700 zurückreichenden Schulen für Musik und für bildende Künste eine höchst beachtenswerthe Entfaltung erreichten: das alles ist für den bisherigen Stand der Geschichtswissenschaft der Pädagogik so gut wie Null. Sie begnügt sich einerseits mit einem näheren Eingehen auf die „Mittlerakademien“, Erziehungsanstalten für junge Adlige, als eine Ergänzung des Univeritätswesens besonders am Beginn des 18. Jahrhunderts blühend; sie begnügt sich andererseits mit einer Andeutung der realistischen Momente in den damaligen Erscheinungen der Pädagogik, namentlich im Pietismus (obgleich diesem der Realismus nur ähnlich nahestand, wie seinerzeit der Humanismus den Reformatoren), führt uns zu E. Weigel (1625—1699) und seinem Schüler Chr. Semler (1669—1740) sowie zu Francke's Schüler J. J. Heder (1707—1768), den Schöpfern der „Realschule“ und begleitet uns durch die Schicksale dieser Einrichtung bis heute.

Nun aber kam die wohl weitestgreifende jener vier Richtungen des achtzehnten, des sogenannten „pädagogischen“ Jahrhunderts, an die Reihe. Im Allgemeinen an das Naturideal Rousseau's anknüpfend, jedoch schon durch das Interesse für eine Bildung, die zur Tüchtigkeit für das gesellschaftliche Leben und für den bestimmten Beruf führen sollte, über ihn hinausgehend, haben die Vertreter einer eigenen Humanität oder „Menschenfreundschaft“, die „Philanthropisten“, wieder einmal die Pädagogik neu begründen wollen. Bemerkenswert dabei ist dies, daß im Gegensatz zu früheren Neuanfängen dieser, trotz seines Entgegenstellens der „Sache“ gegen das „Wort“ des Humanismus, nicht nur nach Ziel, Stoff und Richtung des Lehrens, sondern auch nach der Methode desselben, nach einer „leichten“ und naturgemäßen, speziell nach einer Anschauungsmethode suchte. Allerdings ging es dabei nicht ohne manches Forciren ab, das der ganzen Bewegung viel Mißtrauen eintrug. Das Beste an ihr war wohl die Sorge für Körperpflege, verwirklicht in mehreren als „Philanthropine“ bezeichneten Erziehungsinstituten, das erste 1774 zu Dessau gegründet, das zu Schnepfenthal 1784 errichtete noch heute bestehend. Haupt-

fürher der Bewegung war J. B. Basedow (1723 bis 1790); sein seit 1770 erschienenes „Elementarwerk“ erneuerte auch die Tendenz des früher erwähnten Orbis pictus, und ist ein hauptsächlichlicher Ausdruck der auf „Gemeinnützigkeit“ und auf „natürliche Religion“ gerichteten Bestrebungen jener Zeit. Unter Basedow's zahlreichen, theils engeren, theils weiteren Nachfolgern seien genannt: der Robinson-Fortsezer J. S. Campe (1746—1818), der Herausgeber eines für die damalige, noch so unsystematische Pädagogik geschichtlich und kritisch werthvollen „Revisions“-Werkes; dann der Gründer des Schnepfenthaler Philanthropins, Chr. G. Salzmann (1744—1811), der u. a. eine prächtige und praktisch höchst werthvolle pädagogische Satire geschrieben hat: „Krebsbüchlein“ oder „Anweisung zu einer unvernünftigen Kindererziehung“; endlich F. E. v. Rochow (1734—1805), der als der Vater der neueren Volksschule, wenigstens der preussischen, gilt.

Nun aber ist an diese Männer in weiterer Beziehung noch eine Gestalt anzuschließen, die wohl den best klingenden Namen der neueren Pädagogik trägt, eine herrliche Persönlichkeit, ein Reformator im besten Sinne des Wortes, ein Meister seiner Kunst, ein trotz alles Unglücks und Ungeschicks weit hinaus wirkungskräftiger und trotz alles Mangels an theoretischer Durcharbeitung doch für Geschichte und System der Pädagogik ganz einzig bedeutungsvoller Mann: der Schweizer Johann Heinrich Pestalozzi (1746—1827). Aus allem Schwanken seines historischen Bildes heraus, bis herauf zu den jüngsten Berehrungen (zumal an seinem 150jährigen Jubiläum 1896) und zu den heutigen Einsichten in die erst über ihn hinaus gewonnenen Fortschritte der Pädagogik dürften folgende kurze Markierungen das Wesen seiner Wirksamkeit bezeichnen. Er fragte vor Allem — und objektiver als seine Vorgänger — nach den von der Natur gegebenen tatsächlichen Bewegungsformen des menschlichen Geistes und wollte alles pädagogische Einwirken, weit mehr am Wie als am Was interessirt, genau darnach eingerichtet und mechanisirt wissen. Sein Problem war: „die Elemente einer jeden Kunst durch Befolgung der psychologisch-mechanischen Gesetze, nach welchen unser Geist sich von sinnlichen Anschauungen zu deutlichen Begriffen erhebt, mit dem Wesen meines Geistes in Uebereinstimmung zu bringen“ (in der Schrift „Die Methode“). Darum ist ihm „die Anschauung das absolute Fundament aller Erkenntniß“. „Ich will allenthalben Anschauung dem Wort und bestimmte Kenntniß dem Urtheil vorhergehen lassen. Ich will Wort und Rede im Geist der Menschen gewichtlos machen, und hingegen dem Real-Eindruck der physischen Anschauung das wesentliche Uebergewicht sichern, das ihm gegen Schall und Laut so auffallend gebührt. Ich will mein Kind von seiner frühesten Entwicklung in den ganzen Kreis der es umgebenden Natur einführen“ usw. (ebenda). Hatte Locke zunächst an den Vater seines Zöglings, Rousseau an den Erzieher eines Waisenknaben gedacht, so denkt Pestalozzi zunächst an die Mutter und schreibt am liebsten für sie. Dazu dann das Streben nach harmonischer Ausbildung aller Kräfte (besonders in seinem „Schwanengesang“ betont) und nach Voranstellung der Erziehung, deren Wesen die Liebe sei, vor den Unterricht; das Alles im innigsten Zusammenhang mit einer im besten Wortsinne demokratischen Liebe zu den Armen und Bedrückten: so wiederholt er seine in ihm selber zum persönlichsten Erleben gewordenen Grundgedanken unaufhörlich, ohne eine wissenschaftlich brauchbare Systematik und mit einer Breite, so ermüdend, wie sie vielleicht nur jenem Jahrhundert der „schönen Seelen“ möglich war, in ungezählten Schriften, deren maßgebendste wohl ist: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ (1801), und hat in einem opfervollen Schullehrerdasein unmittelbar und mittelbar so tausendfachen Segen ausgestreut, daß noch heute auf lange hinaus daran zu zehren sein wird.

### III.

Was die neuzeitlichen Reformatoren der Pädagogik, zuletzt Pestalozzi, ihrer Welt dargebracht hatten, mit kritischer Hand zu übernehmen und mit aller Geschicklichkeit eines theoretischen und praktischen

Schaffens zu verarbeiten, mußte eine Aufgabe für lange Perioden weiterer Entwicklung werden und ist auch jetzt noch weitaus nicht erledigt. Die praktische Verwerthung von Pestalozzi's Gaben ist fast gleichbedeutend mit dem Ausblühen der deutschen Volksschule, einschließlich der durch Friedrich Fröbel (1782—1852) seit 1840 aufgetretenen und, nach längerer Unterdrückung in Preußen, nun allenthalben wirkungsvollen Kindergärten. Die theoretische Zusammenfassung des zu Ende des 18. Jahrhunderts erreichten Standes der Pädagogik, wemgleich noch ohne wissenschaftliche Durchführung, gegenüber Pestalozzi mit kritischer Unabhängigkeit, geschah besonders durch den vielfach verdienstvollen A. S. Niemeyer (1754—1828), dessen weithin wirksame „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts“, seit ihrem ersten Erscheinen von 1796 oftmals erweitert, noch heute ein empfehlenswerthes Buch zur Einführung in den Bereich der Pädagogik sind.

Auf ihn folgten zwei Männer, die in historischen Betrachtungen von heute oft mit Unrecht zu kurz kommen. Der eine war ein praktischer Schulmann, Frdr. S. Chr. Schwarz (1766—1837). Seine seit 1802 erschienene „Erziehungslehre“ zeigt, abgesehen von der christlichen Grundfärbung, vor Allem zwei Hauptgedanken: den der Entwicklung und den einer harmonischen Allseitigkeit. Jenem Gedanken gemäß hat Schwarz einerseits den Entfaltungsgang der jugendlichen Seele so sorgsam verfolgt, wie nicht bald einer der Späteren, und hat andererseits die Pädagogik gefaßt als „das Mittel zur fortschreitenden Bewegung der Menschheit durch die aufeinander folgenden Geschlechter bis zum Ziele der Vollendung“; dem zweiten Hauptgedanken entspricht seine Absicht, „das pädagogische Handeln in dem Zusammenhang des gesammten Handelns zu begreifen“. Schwarz ist auch wohl (nach zwei Vorgängern) der erste eigentliche Historiker der Pädagogik. — Der andere von jenen zwei Männern war der Dichter Jean Paul Friedrich Richter (1763—1825), dessen „Levana, oder Erziehungslehre“ zuerst 1807 erschien. Dem Dichter haben wir hier einen in der ganzen Pädagogik bis heute arg vernachlässigten Punkt zu danken: seine Aufmerksamkeit auf die Ausbildung des Schönheitsfinnes. Im Uebrigen sieht ihm der hohe Werth der Individualität im Vordergrund; diese soll der Erzieher mit Liberalität wachsen lassen und von Beugendem frei halten — auch wieder im Gegensatz zu dem mehr Beugenden und Abwehrenden christlicher Pädagogik. Er will einen „idealen Preismenschen“ im Kind „frei machen“. Der Rousseau'sche Naturalismus kehrt bei Jean Paul wieder, doch anders gefärbt: insbesondere wird hier der Bögling weniger als dort so betrachtet, als wäre er eine „leere Tafel“.

Unter den übrigen Pädagogen jener Zeit sind die hervorragenden insgesamt zugleich Philosophen. Die Bedeutung J. G. Fichte's (1762—1814) für die, von ihm ganz besonders über den bloßen Unterricht gestellte, Erziehung ist durch das — zu Pestalozzi gegensätzliche — nationale Moment und durch die Anwendung auf die Ideale der Universitätsbildung zu einer ganz eigenen, erst wieder eines neuen Aufnehmens harrenden Sache geworden. — Fr. C. D. Schleiermacher (1768—1834), zunächst von seiner praktischen und theoretischen Religionswirksamkeit her bekannt, in der Philosophie von Bedeutung für die Ethik, faßte die Pädagogik als eine Anwendung und Probe dieser und mit der Politik zusammen als einen Theil der Sozialwissenschaft, garricht zu sprechen von den Beziehungen der Pädagogik zu der, hier zumeist vom Standpunkt des Gefühls aus aufgefaßten Religion. Er war ähnlich wie Comenius vor Allem der umfassende Geist, sein Ideal wie bei diesem die Einheitschule, so daß ihm alle besondere höhere Bildung aus der allgemeinen fließt. Dabei macht doch die Ausbildung des Individuellen den einen, wesentlichen Theil der Erziehung aus, eben ergänzt durch das Unver'elke. So konnte an ihm die „gesunde Vermittelung“ gerühmt werden, und sie trug wohl bei zu der ihm zukommenden Bedeutung eines „Staatspädagogen“. Die Unterrichtslehre, für ihn mehr als anderswo von der Erziehungslehre getrennt, fußt vor Allem auf dem Prinzip des ununterbrochenen

Fortschreitens; ihr Element sei das für's Leben Berthvolle. — Fr. Ed. Beneke (1798—1854) stützte seine Pädagogik auf seine Psychologie, der es auf ein Zurückführen des seelischen Lebens auf die sinnlichen Elemente ankam, und die seine Pädagogik zu einer Lehre von dem planmäßigen Aufbauen auf diesen Elementen machte. Der Unterricht werde als ein Theil der Erziehung gefaßt; wichtiger als der Lehrprozeß ist der Lernprozeß. Beneke's Pädagogik ist heute noch eine der erfolgreichsten von allen, allerdings ausgenommen seine Beiträge zur Universitätspädagogik, die sich denen der zwei Letztgenannten zur Seite stellen; seine Klage vom Jahre 1836, daß leider das, in der neueren Zeit für die Pädagogik erwachte höhere Interesse bislang nur für die Elementarschulen recht fruchtbar geworden sei, und daß man sich seit langer Zeit nicht über die Grundformen des Universitätsunterrichts tiefer besonnen habe, ist für dieses Gebiet auch heute noch zu wiederholen. (Schluß folgt.)



## Sturmfluthen der Nordsee.

Von Th. Overbeck.

Alles in der Welt ist dauernder Veränderung unterworfen, nichts ist beständig, weder das scheinbar unerschütterlich feste Land, noch das bewegliche, nasse Element, das Wasser, weder der einzelne Mensch, noch die Nationen in ihrer Gesamtheit. Allerorten und in jeder Hinsicht zeigt sich dem aufmerksamen Beobachter ein fortwährendes Hin- und Herschwanen, ein ununterbrochenes Schauspiel von Werden und Vergehen, Aufbauen und Zerstören, ein nie endender, oft erbitterter Kampf der Naturkräfte und der Lebewesen, ein Ringen um die Oberherrschaft, ein Siegen und ein Unterliegen.

Selten aber dürfte in dieser Hinsicht ein gewaltigeres Schauspiel zu finden sein, als es der, vorzugsweise seit etwa tausend Jahren tobende Kampf zwischen der meistens wildwogenden Nordsee und den tiefliegenden Küstländern gewährt. Auch hier war der Kampf von wechselndem Erfolge begleitet; denn während bis etwa zum Jahre 900 das Land in dem Sirene Sieger blieb und dem Meere Schritt für Schritt Terrain abgewann, hat sich seit jener Zeit das Blatt in erschreckender Weise gewendet: die Wogen rissen ein Stück des festen Landes nach dem anderen in die Tiefe, und nur selten gelang es menschlicher Kunst und Ausdauer, dem wilden Gegner geringe Vortheile abzutrotzen. Erst in neuester Zeit scheint der Mensch dem Angriff des furchtbaren Gegners wenigstens nahezu gewachsen zu sein.

Sämmtliche alten Berichte erklären übereinstimmend, daß in alten Zeiten fruchtbare Gebiete weit in die jetzige Nordsee hinausreichten, vieler Orten noch weit über das jetzige Wattenmeer hinaus — Watten sind flache Sandbänke, die sich meilenweit von den Klüften in die See hinaus erstrecken und zur Ebbezeit trocken liegen, zur Fluthzeit aber von Wasser bedeckt sind — an deren Stelle jetzt die Meereswogen rollen. Die kleine Insel Helgoland z. B. dehnte sich ehemals, wie sich aus den unter Wasser auslaufenden Rissen ergibt, weit nach Nordost aus, und noch heute auf dem Felseneilande existierende Traditionen besagen, daß dieses vormalig von der jetzt sechs deutsche Meilen entfernten schleswig-holsteinischen Küste nur durch einen Kanal von so geringer Breite getrennt gewesen sei, daß ein darüber gelegtes Brett zur Verbindung gedient habe. Die Breite dieses Kanals zu bezeichnen, wird hinzugefügt: ein Mann habe mittelst dieses Steges einen Kornsack von der Insel nach dem festen Lande getragen. Nach einer uralten Handschrift, die im achten Stück der „dänischen Bibliothek“ abgedruckt ist, sollen in der Vorzeit Helgoland, Dithmarsen und Eiderstedt einander so nahe gelegen haben, daß nur eine Fährstätte dazwischen war. Vermuthlich ergoß sich damals das Wasser der Elbe südlich von Helgoland in die offene See.

Aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts existiren verschiedene Karten von Helgoland, welche nach ehe-

mals auf der Insel vorhandenen uralten Karten sowie nach Ueberlieferungen und Berichten, u. A. Adam's von Bremen (1068 Domherr in Bremen), angefertigt wurden. Nach diesen war die Insel im Jahre 800 noch etwa 4 Quadratmeilen groß; auf ihr befanden sich Wäldungen und Wiesen, 10 Bäche und zirka 40 Dörfer und Siedelungen, meistens bestand sie jedoch aus Tiefland, und nur ein felsiger Hügel war zu finden, von dem ein geringer Rest, das heutige Helgoland, noch vorhanden ist. Gleich nach den Zeiten Adam's von Bremen, vermuthlich in den Jahren 1102 und 1216, muß die See aber gewaltige Theile fortgerissen haben, denn um 1300 enthielt die Insel nur noch 2 Kirchspiele und 13 Ortschaften. Nach mehreren, in alten Chroniken enthaltenen Nachrichten war Helgoland im 13. Jahrhundert etwa um dreiviertel kleiner als im achten.

Im Jahre 1649, aus welchem Jahre eine vorzügliche Karte erhalten ist, war sie etwa noch dreimal so groß wie gegenwärtig, und neben der heutigen, derzeit noch fest als Land mit der Insel verbundenen Düne, befand sich ein Kreideseifen, die Witteklippe. Fast sämmtliche Inseln, die gegenwärtig von Holland bis Jütland in einer langen Reihe die Küste beschränzen, waren ehemals weit in die See vorspringendes festes und fruchtbares Land, Zundersee, Jahde und Dollart waren damals noch nicht vorhanden, und es bestand noch eine ganze Anzahl jetzt längst verschwundener Inseln, z. B. westlich der Wesermündung die Insel Mellum mit festem Schloß. Jetzt tobt an der Stelle der letzteren auf den Sandbänken sich brechendes wildes Wogengetümmel, und dort erhebt sich der vor einigen Jahren mit großen Kosten mitten in der See von der Stadt Bremen erbaute Weserleuchthurm.

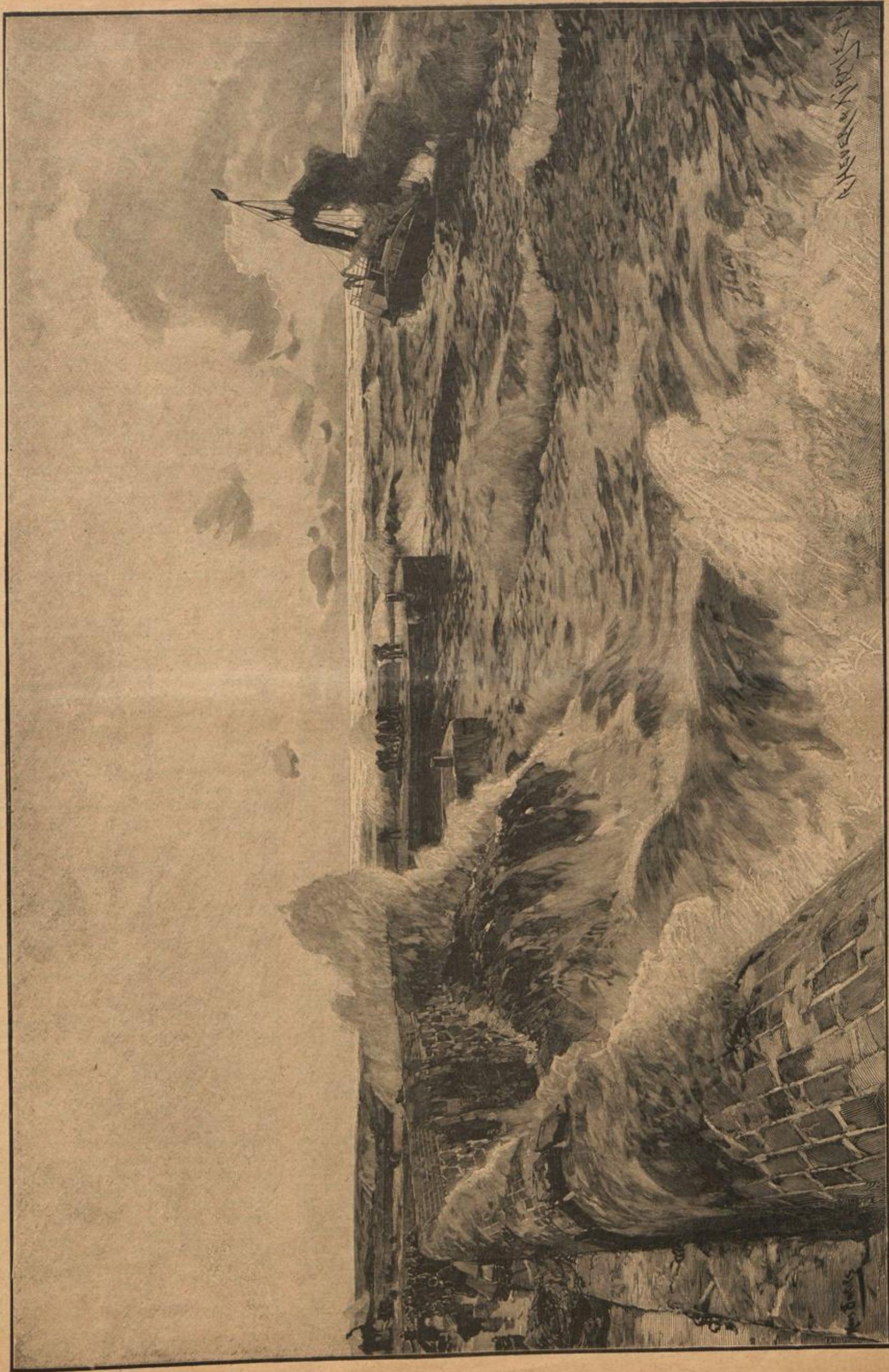
Noch zu Karl's des Großen Zeiten war das Küstenland der Friesen, das von der Schelde bis Jütland reichte, doppelt so groß wie heute. Die an der Elbmündung liegende Insel Neuwerk besaß sogar noch vor 200 Jahren die dreifache Größe wie gegenwärtig.

Die Ursache dieses sonderbaren Umschwunges, dieser entsetzlichen Länderverwüstung, ist höchst eigenartig: es ist die Bildung oder doch erhebliche Erweiterung des Kanals zwischen England und Frankreich, der, wie die geologischen Verhältnisse unwiderleglich beweisen, ehemals nicht vorhanden war. Geschichtliche Berichte über diese Katastrophe, diese Losreißung Großbritanniens vom Festlande, sind nicht vorhanden, jedoch dürfen wir sie aus verschiedenen Gründen mit ziemlicher Gewißheit in die Periode von 500 bis 1000 vor dem Beginn unserer Zeitrechnung legen. Eine zweite Katastrophe, eine große Erweiterung des Kanals, fand etwa im 9. Jahrhundert statt und diese brachte den Hauptumschwung.

Vulkanische Kräfte werden wohl kaum eine Rolle dabei gespielt haben, vielmehr haben die Wogen des Ozeans die letzte schmale Verbindungsbrücke, welche Kreideseifen, schließlich allein durchbrochen und fortgespült.

Bis dahin, d. h. bis zum 9. Jahrhundert, war die Nordsee ein relativ ruhiges Gewässer, kannte wenigstens keine größeren Ueberschwemmungen, zumal die Fluthwelle lediglich auf dem Umwege um Schottland an ihre Küsten gelangen konnte. Wenn auch die Stürme wie heute tobten, so waren sie doch ziemlich ungefährlich; denn schwere Nordstürme sind sehr selten und Südwest und West brachten wenig Wasser, weil es an Nachschub bald fehlte.

Mit der bedeutenden Verbreiterung des Kanals änderte sich jedoch Alles mit einem Schlage. Die Fluth verdoppelte sich, denn eine früher unbekannte Welle drängte jetzt durch den Kanal und stieß, sich nordwärts wälzend, mit der alten um Schottlands Nordspitze kommenden inmitten der Nordsee zusammen und stante dadurch täglich zweimal das Wasser zu einer bis dahin unbekanntem Höhe auf. Dieser neue Weststrom drängte aber gleichzeitig die Fluthen der Elbe und Weser nach Osten ab. Diese brandeten jetzt mit gewaltigem Stoß gegen das flache Nordhelgoland; der Kanal, der dieses von der Küste Schleswig-Holsteins trennte, verbreiterte sich schnell und in relativ kurzer Zeit wogte das Meer dort, wo ehemals die grünen Wiesen des nordöstlichen Helgolands sich ausdehnten.



H. W. P. R. 1851

Sturm auf Bornholm. Nach einem Bilde von Hans Wartsis.

Noch verderblicher für die fruchtbaren Küstländer und Inseln der Nordsee erwies sich aber der neue Kanal, wenn die sehr häufigen, früher ungefährlichen Südweststürme einsetzten, welche erfahrungsmäßig fast stets in West und schließlich Nordwest übergehen. Ungeheuer, früher unbekannte Wassermassen wälzten sich dann vor dem Sturme aus dem Atlantischen Ozean durch den Kanal in die Nordsee, der dann in West und Nordwest sich umsetzende Orkan aber peitschte diese Fluthen gegen die Küsten, Inseln und in die Ströme, und trieb die Gewässer hier zu früher nie gekannter Höhe empor.

Traf nun zu allem Unglück ein solcher Sturm mit Neumond oder Vollmond zusammen, zu welchen Zeiten auch ohne Sturm der Wasserstand schon außerordentlich hoch ist — es ist dieses die Zeit der Springfluthen, die sich alle 14 Tage einstellen —, so traten oft die entsetzlichen Katastrophen ein, große Landflächen, viele Orte und Tausende und Abertausende von Menschen gingen zu Grunde.

Die furchtbarsten Erdbeben haben nicht grauenvoller gewüthet wie diese mit dem Orkane über das bewohnte Land dahinbrausenden Fluthen des Ozeans. Die Chroniken berichten darüber vielfach. Die ältesten Berichte sind natürlich sehr lückenhaft, erst seitdem mit der Reformation Kirchenbücher eingeführt wurden, werden die Mittheilungen völlig sicher. Die älteste Sturmfluth über die die Chroniken berichten, die gleichzeitig die erste Veranlassung gab die Weser einzudeichen, d. h. beiderseits mit Schuttdämmen für das dahinterliegende flache Uferland zu versehen, ist die Fluth vom Jahre 1012. Ein alter Neimchronist Kemnerus (Kemmer) berichtet über dieselbe:

De Elbe und de Weserfloth  
Sind düsse Tied geworden grot  
Und hebben velen Schaden dahn,  
Darob is man tho Rade gahn  
Den Weserdieck to maken.

Später sagt er noch über diese Fluth: De Elbe und de Weser branden in drei Tage lang. Se wurden haben de Mate grot und lesen awer. Do dat Water wedder wegfoll, wurden viele dode Lude gefunden, darvan quam ene grote Pestilenzia.

Gewaltig war auch die große Fluth vom Jahre 1144, über die der Mönch Gotefried und der friessche Historiker Ibbö Geminus berichten. Das Wasser der See drang bei dieser Gelegenheit zwölf Meilen weit in's Land hinein und verbaute einen Tag lang quer durch das Land die untere Weser und Elbe. Im Jahre 1164 verwüstete eine Fluth ganz Nordfriesland; im Kirchspiel Brunsbüttel kamen fast alle Menschen um's Leben. 1216 ertranken in Nordfriesland 10 000 Personen, dieselbe Anzahl fiel im Jahre 1219 der Marcellusfluth (man benannte die Fluthen meistens nach den Heiligen der betreffenden Tage) zum Opfer; 1218 bildete sich ein Theil der Jahde. Im Jahre 1277, am Weihnachtstage, entstand durch eine Niesenfluth der 6 Quadratmeilen große Dollart; bei dieser Gelegenheit wurden eine Stadt und 50 Flecken und Dörfer nebst allen Bewohnern vom Meere verschlungen. Die zweite Marcellusfluth, die halb Helgoland fortriß und 7600 Menschen tödtete, ereignete sich 1300. Im Jahre 1362 brausten die Meereswogen wieder über ganz Nordfriesland dahin, 30 Kirchspiele nebst sämtlichen Bewohnern wurden vernichtet; diese Fluth nennen die Chronisten, wegen der gewaltigen Verluste an Menschenleben auch „die große Mannestränke.“

Im 15. Jahrhundert traten fünf große Fluthen ein, im 16. sind erstens bemerkenswerth die Sturmfluthen von 1509 und 1511 (die Antonisfluth), die der Jahde ihre jetzige Gestalt gaben, gleichzeitig jedoch die Dörfer Seebief, Dovens und Oberahn vernichteten. Einige kleine grüne Inseln im Jahdebusen, auf denen viele Seevögel brüten, heißen nach dem letzteren Dorfe noch heute im Volksmunde die Oberahnischen Felder.

Die schrecklichste Fluth, die sich aber je ereignete, war die Allerheiligenfluth (1. November) des Jahres 1570. Unerwartet, in finsterner Nacht brach dieselbe herein mit einem furchtbaren, plötzlich losbrechenden Orkane; wahrscheinlich war dieses ein gewaltiger Byllon. In wenigen Stunden war das ganze Küsten-

land von Holland bis Jütland eine tosende Wasserwüste. Sämtliche Deiche brachen, kein Ort ward verschont. Diese entsetzliche Fluth vernichtete über 100 000 Menschen.

Das 17. Jahrhundert brachte 13 Fluthen, von denen die bedeutendste die Katharinenfluth (25. November) 1685 war, bei der die Wesermarschen am rechten Ufer besonders litten; darnach lag der Bezirk Osterstade drei Jahre lang uneingebeicht der See und der Weser frei. Höchst merkwürdig war eine Fluth im Jahre 1630, bei der ebenfalls die Wesermarschen ernsthaft geschädigt wurden. Mitten im Sommer, bei schönstem Sonnenschein und ohne daß der Wind einsetzte, stieg das Wasser scheinbar ohne Veranlassung höher und höher, zerriß die Deiche, zerstörte viele Aecker und Früchte und zog sich dann ruhig wieder zurück. Bis jetzt ist diese sturmlose Sommerfluth unerklärt geblieben. Höchstwahrscheinlich war sie das Resultat einer aus den Isländischen Meeren heranbrausenden Erdbebenwelle, die aus dem Norden um Schottland und gleichzeitig von Süden durch den Kanal in die Nordsee eindrang. Diese beiden Wellen hemmten sich nun gegenseitig, erhöhten aber gleichzeitig das Meeresniveau bedeutend, das Resultat war eine relativ ruhige Uebersfluthung des Landes.

Auch das vorige Jahrhundert brachte eine Reihe von Katastrophen. Am bemerkenswerthesten ist die Weihnachtfluth von 1717, am Christabend, die eintrat, nachdem schon Tage lang ein Südweststurm riesige Wassermassen durch den Kanal in die Nordsee getrieben. Vorzugsweise litten die oldenburgischen Marschen; noch heute finden sich dort in vielen Kirchen Gebentafeln, die furchtbare Einzelheiten berichten. Auch bei dieser Fluth ertranken viele Tausende, sogar in der Stadt Hamburg etwa 200 Personen. Nach dieser Fluth lag Osterstade wieder zwei Jahre lang offen ohne Deich und jede gewöhnliche Fluth drang in's Land. Stärker und stärker sowie höher machte man jetzt unter schweren Geldopfern die Deiche, unterstützt durch die Maschinen der Neuzeit und so kam es, daß in diesem Jahrhundert eigentlich nur noch zwei Sturmfluthen verhängnißvoll wurden. Die uneingelegten, kleinen Inseln an der Westküste Schleswig-Holsteins, die Halligen, die letzten Reste eines einst meilenbreiten Marschlandes allerdings litten nach wie vor vielfach. Diese Fluthen unseres Jahrhunderts sind die Februarfluth von 1824, welche viele Deiche durchbrach und auf den Halligen gewaltig hauste, sowie die gewaltige Sturmfluth in der Neujahrnacht 1854/55. Diese letztere zerstörte viele Deiche Ostfrieslands, sowie der Weser und Elbe und richtete u. A. im Elbthale in der Nähe Hamburgs, wo fast alle Deiche brachen, gewaltigen Schaden an.

Der Schreiber dieser Zeilen machte diese letztere schauerliche Sturmfluth und Sturmnacht unter höchst kritischen Verhältnissen als neunjähriger Knabe in der furchtbar bedrohlichen hannoverschen Wesermarsch, Osterstade, in dem der oldenburgischen Stadt Brate gegenüberliegenden Dorfe Achwarden, nahe der See, persönlich mit und kann daher aus eigener Anschauung darüber berichten.

Am 30. und 31. Dezember 1854 brach ein Südwestorkan los von solcher Gewalt, daß viele Personen vom Sturm niedergeworfen und nicht wenige Häuser der Dächer beraubt wurden; dieser Sturm trieb unendliche Wassermassen aus dem Ozean in die Nordsee; dazu war es Springfluthzeit. Als nun der Sturm mehr nach Westen drehte, drangen gewaltige Wassermassen gegen die Küste und in die Weser und Elbe. In kürzester Frist wurden alle Außendeichländerlein hoch überschwemmt, die Weser bei Brate wurde so zu einem Meeresarme von fast einer Meile Breite. Schon am Nachmittage des 31. Dezember sah es am Deiche, der etwa 400 Schritt westlich von dem Orte verlief, höchst bedenklich aus. Sturzsee auf Sturzsee kletterte die schwach geneigte Böschung des wohl 30 Fuß hohen Deiches hinauf und riß bald tiefe Höhlungen in das Erdreich. Der Wasserspiegel stand noch etwa 1 1/2 Meter unter der oberen Deichkante, der mit einem Fahrwege gekrönten 15 Fuß breiten Deichkappe. Das Dorf Achwarden aber lag gleich den übrigen Ortschaften der Marsch

inmitten grüner Wiesen in gleicher Höhe mit dem Fuße des Deiches, nur das Centrum des Dorfes lag auf einer kleinen Bodenanschwellung, der höchste Punkt desselben aber immer noch 15 Fuß tiefer als die Deichkappe.

Im Falle eines Deichbruches war daher der Ort voraussichtlich verloren, denn die dann heranbrausenden, haushohen Fluthen hätten ihn wohl sicher fortgewaschen. Die gesammte, arbeitsfähige, männliche Bevölkerung der Marsch war zum Schutz auf den fünf Meilen langen, von Bremerhaven bis zu den Höhen von Netum bei Begefac sich erstreckenden Deich beordert. Zahlreiche Wagen schafften Sandsäcke herbei, mit denen die in die Deichböschung gerissenen Löcher wieder ausgefüllt wurden. Wo es möglich war, ward der sich lösende Rasen durch lange Strohschleife befestigt, d. h. festgenäht, indem die Seile mittelst für diesen Zweck eigens konstruierter eiserner Gabeln tief in das Erdreich eingetrieben wurden, derart, daß schließlich die Böschung ein dichtes Strohgesecht bildete.

Die Ebbe trat ein, das Wasser sank einige Fuß und augenblicklich war die Gefahr vorüber, darum wurden die meisten Mannschaften, um auszuruhen, nach Hause geschickt, aber für die Nacht erwartete man Schlimmes.

Der Sturm heulte weiter und nahm fortwährend an Gewalt zu. Niemand dachte an Schlafen, eine Katastrophe schien unvermeidlich. Am Abend stieg die auf die Ebbe folgende Fluth rapide, höher und höher kamm sie am Deiche empor, weit höher, als am Tage zuvor; die Gefahr stieg auf's Höchste.

In allen Orten ward jetzt in finsterner Nacht Sturm geblasen, die gesammte männliche Bevölkerung eilte wieder zum Deich zu neuem Kampfe, auch größere Knaben mußten mit helfen.

Graufig war der Anblick vom Deiche aus. Am Himmel jagten vor dem Sturme her dunkle, tiefhängende Wolkenmassen; eine nachtschwarze, endlos in der Finsterniß verschwindende donnernde Wasserwüste, von der die weißen, sich zischend überflügelnden Schaumkämme der heranbrausenden Wogen sich grell abhoben, lag fast in gleicher Höhe mit der Deichkappe. In spitzem Winkel rauschten die gewaltigen, jetzt salzigen Wogen heran, an dem Deiche brechend, und brandend über diesen hinwegstürzend. Ununterbrochen gurgelten bedeutende Wassermassen, ein stundenlang schwacher Wasserfall, an der steilen Innenböschung des Deiches in das tiefliegende Land hinab.

Kann war es noch möglich, sich auf dem Deiche zu halten und die zahllosen kleinen Reparaturen desselben auszuführen. Jetzt stand die immer noch steigende See nur noch einen Fuß unter der oberen Kante des Deiches, immer gewaltiger rauschten die Fluthen über die Kappe, und das Schlimmste war, daß der höchste Wasserstand erst in etwa einer Stunde zu erwarten war. An verschiedenen Stellen, bei denen Kappstürze drohten, mußte der Deich provisorisch schnell etwas erhöht werden, durch verflochtene, eingeschlagene Pfähle und dazwischen gepackten Strohbünger.

Alles schien jetzt verloren.

Das Brechen und völlige Uebersfluthen des Deiches war jede Sekunde zu erwarten.

Da plötzlich zeigte sich eine wunderbare Erscheinung. Das Wasser stieg nicht mehr, trotz Sturm und Fluth. Es gab hierfür nur eine Erklärung: an einer anderen Stelle war der Deich gebrochen und die brüllende See stürzte irgendwo hinab auf das tief liegende Land. War es an unserem Ufer, wenn auch vielleicht Stunden weit entfernt, so war aller Kampf umsonst gewesen. Aber hinter uns zischte keine Wasserfluth heran, und doch hätte dies bald geschehen müssen, denn die tosenden Gewässer eines Deichbruches schießen mit der Geschwindigkeit eines Eisenbahnzuges dahin.

Das Unglück hatte also das andere Ufer der Weser, die oldenburgische Seite heimgesucht. Das früher schon so oft stark betroffene Land Osterstade war für dieses Mal gerettet. —

## — Frau Kläre. —

Novelle von Dorothee Goebeler.

(Fortsetzung.)

Frau Kläre wich zurück und sah ihren Mann ungläubig an: „Den Teppich bekomme ich also nicht?“

„Nein und . . . und . . .“ Er kam lachend auf sie zu, mit einem trunkenen Blick umfaßte er ihre schöne Gestalt. „Und . . . und laß doch den Teppich. Was soll denn überhaupt der alte Lappen. . . Wir können auch ohne Teppich glücklich sein. . . Ja so glücklich . . . so glücklich! Und . . . und . . . ich bin müde, wir wollen zur Ruhe gehen . . . zur Ruhe . . . komm!“ Er legte den Arm um ihre Schultern, seine Lippen suchten wieder die ihren, aber sie riß sich los und stieß ihn zurück, und ehe er noch recht zur Besinnung kam, war sie im Schlafzimmer verschwunden.

„Kläre!“ Er stürzte ihr nach und faßte den Drücker der Thür — sie war verschlossen.

„Kläre!“

Keine Antwort.

„Kläre, was soll denn das wieder vorstellen? Mach' auf!“

Drinnen blieb Alles still.

Er lachte auf. „Wenn Du etwa glaubst, mich reizen zu können, irrst Du. Ich werde warten, bis Du vernünftig bist.“ Ohne die Thür noch eines Blickes zu würdigen, warf er sich wieder in die Sophaecke und nahm noch einmal die Zeitung vor. Allein die Buchstaben verschwammen vor seinen Augen, und schon in den nächsten Minuten stand er wieder an der Thür: „Kläre, mach' auf . . . oder ich . . .“ In jähem Wuth warf er sich gegen das feste Schloß, daß die Fugen trachten, aber das Schloß gab nicht nach, und drinnen regte sich nichts. —

„Und diese wunderbaren Rosen sollen meine sein? Nein wie lieb von Ihnen! Wie sinnig! Sehen Sie, solche zarten Aufmerksamkeiten, die vermißt man so und die thun doch so wohl . . . so wohl!“

Ihre Stimme zitterte, mit einem stugenden Blick sah er zu ihr auf: „Gnädige Frau, Sie . . . Sie haben geweint?“

„Ach nein . . . nein, . . .“ Sie tupfte mit dem Spitzentuch gegen das Gesicht; „achten Sie garnicht darauf!“

„Wo Sie die Thränen noch in den Augen haben?“ Er faßte ihre Hand: „Meine liebe, verehrte gnädige Frau, wenn ich Ihnen helfen könnte!“

Sie fuhr mit der Hand lieblos über sein Haar: „Sie sind ein guter Mensch, Herr Fedor! Wenn Alle so wären wie Sie! Aber nein . . . nichts mehr davon!“ Sie schüttelte abwehrend den Kopf. „Es ist ja auch eigentlich nichts — eine Enttäuschung mehr. Ich sollte schon daran gewöhnt sein. Ah nein, reden wir wirklich von etwas Anderem. Sie haben den d'Annunzio zurückgebracht, wie gefiel er Ihnen?“

Sie saßen im Erker zu Füßen der hohen Blattpflanzen. Die steigende Dämmerung des späten Juliabends warf ihre Schatten um sie, kaum daß noch Einer des Anderen Gesicht erkennen konnte; trotzdem war es ihm bei ihrer Frage, als müßte ein brennendes Roth in seine Wangen steigen. Das Buch — ja das Buch, er hatte es ausgelesen in einer Nacht, und Alles, was in seiner Seele geschlafen an traumhaften, unverständenen Leidenschaften, war erwacht bei diesen glühenden Schilderungen taumelnder Sinneslust. Als wäre ein Schleier davon fortgerissen, nackt und bloß mit all' seinen suchenden Gefühlen, die noch nicht wußten, wohin sie überschäumen sollten, und denen nun unerwartet ein Ideal gewiesen war: Das Weib. . . Das Weib, das für ihn bisher nichts gewesen als Mutter und Schwester, und das nun vor ihm schwebte in all' der liegenden, verführerischen Schönheit, die der Dichter um seinen Leib gewoben, das ihm zuwinkte, ihn lockte und rief, das herauswuchs aus dem Wesenlosen, immer fester, immer greifbarer, bis es zuletzt Frau Kläres Büge trug.

„Also, wie hat er Ihnen gefallen?“

„Er — er . . .“ er brachte in seiner Verwirrung kaum ein Wort hervor; „er hat eine wunderbare Sprache.“

„Nicht wahr? Sehen Sie, ich wußte, daß er Sie begeistern mußte. . . Sie sind auch solch' eine poetische Natur. Und wie der Dichter die feinsten Empfindungen zu analysiren versteht, ist das nicht köstlich? Diese Maria — ich kann so mit ihr empfinden, wie sie sich nach dem Erlöser sehnt an der Seite ihres gefühllosen, nichtsagenden Gatten. Ja, wenn so Jedem der Erlöser käme!“

Sie senkte tief auf, und er, nicht fähig mehr sich zu beherrschen, nahm ihre Hand und küßte sie. Sie ließ ihn gewähren; auf einmal aber horchte sie auf: „Hören Sie, es kommen Schritte die Treppe herauf. Ja, es schellt, zum ersten, — zum zweiten, — zum dritten Mal. Das ist der Doktor.“ Sie eilte hinaus, um zu öffnen.

„Nun, noch im Schummern? Frau Kläre präparirt wohl schon auf Dunkelstimmungen?“ Sparmann reichte Fedor lachend die Hand.

„Sparmann, wenn Sie wieder spotten wollen, fangen wir überhaupt schon garnicht an. Mir ist die Sache ernst.“

„Aber mir auch, Verehrteste, blutiger Ernst sogar. Was für Geister wollen Sie uns vorzaubern? Wird Adelgunde auch erscheinen?“

„Nein, ob der Mensch das Wiggeln läßt! Gräßlich ist er, nicht wahr, Herr Fedor? Die Spirits sollten ihm einen ordentlichen Klaps geben. Ja, das sollten Sie!“

„Klapse, meinetwegen soviel Sie wollen, bloß keinen — Kuß.“

„Sparmann!“ Es lag etwas Drohendes in ihrer Stimme, einen Moment tauchten ihre Augen in einander. Der Doktor lachte auf: „Nun, ich verrathe Ihre Geheimnisse nicht, im Uebrigen denk' ich, wir fangen an, zuerst doch wohl Tischstimmung?“

„Ja, natürlich! Hier, den nehmen wir, ich hab' ihn schon leer gemacht.“ Sie wies auf den kleinen Blichertisch. „Und wo setzen wir uns hin? Ich denke hier vor den Ofen. Herr Fedor, kommen Sie hier rechts her. Sie können sich an die Wand setzen, Sparmann. So, nun will ich nur noch die Gardinen schließen.“

„Aber dann wird es ganz dunkel.“

„Soll es ja auch, Herr Fedor, je dunkler, desto besser.“

„Aber warum das?“

„Im Düstern ist . . .“

„Sparmann, ich stehe sofort wieder auf. Geben Sie lieber eine vernünftige Erklärung — vorgelesen hab' ich Ihnen damals genug darüber. Sehen Sie, Herr Fedor, die Phänomene entwickeln sich nur im Dunkeln. Das ist gerade wie mit der photographischen Platte. Jetzt wollen wir aber wirklich begimmen. Legen Sie die Finger auf den Tisch, ganz lose, ja? Wollen wir nicht auch die Füsse kontrolliren? Immer den rechten Fuß auf den linken des Nachbarn legen. Nicken Sie mal näher, Herr Fedor, so. Drück' ich Sie auch nicht?“

„Nein, nein. . .“ Es durchzuckte ihn wie ein elektrischer Schlag, als ihr kleiner zierlicher Fuß sich auf den seinen setzte, und ihr weiches Knie sich an das seine schmiegte. „Und was soll nun werden?“

„Nun müssen wir abwarten, Herr Fedor, wenn gute Freunde hier sind — wir nennen die Geister nämlich gute Freunde —, werden sie den Tisch schon bewegen. Singen könnten wir aber erst etwas, das fördert die Harmonie. Kennen Sie das, was Direktor Schwarz für spiritistische Zirkel gebichtet hat: ‚Wir sind vereint im trauten Kreise?‘“

„Keine Ahnung. — Sie doch wohl auch nicht, Herr Ruffell?“

„Nein, Herr Doktor, ich . . .“

„Schade. Ach wissen Sie, wir könnten auch: ‚Harre meine Seele‘ nehmen. Ja, das sollen die Freunde gern hören.“

„Schön — also fangen wir an!“

Und gedämpft zogen ihre Stimmen durch das jetzt in völliger Dunkelheit liegende Zimmer:

„Harre meine Seele,  
Harre des Herrn.  
Alles ihm befehle . . .“

„Nein, nicht weiter — hören Sie auf!“

„Mein Gott, Sparmann, was ist denn? Warum denn nicht?“

„Weil — nein, ich mag nicht. Wir können ja still sitzen.“

„Sie sind aber komisch. In allen Sitzungen wird gesungen. Nach! Merken Sie's? Der Tisch bewegt sich.“

„Weil wir uns auch immerfort bewegen.“

„Wir sitzen ja aber ganz ruhig. Fühlen Sie doch . . . schon wieder . . . jetzt noch mal . . . es ist Jemand daran. . . Ja, ja . . . wie entzückend . . . es ist Jemand daran.“

„Gott zum Gruß, lieber Freund!“

„Aber, Verehrte, der Tisch steht ja ganz still.“

„Sparmann, Sie sind greulich mit ihren Streitereien. Ich fühle es doch, daß ein Knistern durch die Platte läuft. Ich bekomme auch schon Einfluß, meine Arme zittern . . . ach sehen Sie doch, auf Herrn Fedor's Stirn, sehen Sie, ein Stern, ein großer, heller Stern . . . jetzt wird er größer . . . eine Gestalt . . . sehen Sie . . . sehen Sie denn nicht . . . er beugt sich über Sie, er . . . er küßt Sie, Herr Fedor . . . ich . . . ich sehe Ihren Genius . . . Nach. . .“ Sie hatte in steigender Erregung gesprochen, jetzt stieß sie einen Schrei aus, ihr Oberkörper machte ein paar schaukelnde Bewegungen und sank dann seitwärts. Ihr Kopf fiel an Fedor's Brust, ihre Hände faßten mit beinahe innigem Druck die seinen.

In demselben Augenblick aber geschah etwas Unerwartetes: Das Tischchen flog, von einem kräftigen Faustschlag fortgeschleudert, mit dumpfem Krach in das Zimmer hinein, und des Doktors laute, schneidende Stimme rief: „Genug!“

„Was ist!“

„Was giebt es denn?“

Fedor Ruffell sprang empor, und auch die Frau, die noch eben scheinbar völlig bewusstlos in seinen Armen gelegen, richtete sich auf: „Sparmann, was soll das bedeuten!“

„Daß ich von dem ganzen Zauber genug habe, aber übergenuß! Machen Sie Licht!“ Er sprach schrill und befehlend. Als stände sie unter einem Bann, drückte sie auf einen Knopf, das Glühlicht flammte auf.

Einen Augenblick hielten Alle, von dem jähen Lichtwechsel geblendet, die Hand über die Augen, dann sah Fedor zu Frau Kläre hinüber. Ihr Gesicht war blaß und verstört, wie in jähem Erschöpfung hatte sie sich in einen Sessel geworfen und den Kopf in die Hände gestützt. Mit besorgtem Ausdruck eilte er an ihre Seite. „Gnädige Frau, Ihnen ist nicht wohl! Kann ich Ihnen beistehen? Ein Glas Wasser vielleicht?“ Sie ließ die Hand sinken und sah verwirrt zu ihm auf: „Ich . . . ich weiß überhaupt nicht . . . was ist denn geschehen?“ Und dann mit zorniger Bewegung zu Sparmann: „Wollen Sie mir freundlichst erklären, was diese Szene zu bedeuten hatte?“

„Nichts, als daß Sie wieder einen — einen Anfall bekamen und daß ich da die Verantwortung nicht übernehme — nach keiner Richtung!“

„Einen Anfall?“ Sie stand auf, in ihren Augen lag wieder jener gespannt forschende Ausdruck, der Fedor schon einmal aufgefalleen war, aber er verstieg sich bald. Sie lachte hell auf: „Sie sind einfach abscheulich! Einen Anfall? Als ob Sie nicht wüßten, daß das vorübergeht, und gerade, wo wir so schön im Zuge waren. Wir müssen die Sache entschieden fortsetzen.“

„Auf mich rechnen Sie jedenfalls nicht dazu.“

„Pui, Sparmann — seien Sie kein Spielverderber!“

„Bei diesem Spiel . . .“ er betonte das „Spiel“ entschieden. „Nebenbei ist es Zeit, daß wir aufbrechen. Die Uhr geht auf Mitternacht, Ihr Herr Gemahl kann jeden Augenblick hier sein.“

„Mein Mann? Ach! . . .“ Sie verzog den Mund. „Mein Mann kommt erst spät, er weiß, daß ich heute nicht mehr für ihn zu sprechen bin. . . Und Spiritismus treiben wir also wirklich nicht weiter?“

„Wirklich nicht!“

„Ich werde Ihnen meine Freundschaft kündigen. . . . Aber Sonntag sehen wir Sie Beide zu Tisch! Sparmann, Sie brauch' ich ja nicht mehr einzuladen. Herr Fedor bekommt noch eine Karte der Form halber. Wir sprechen dann auch noch über Ihre Kunst, Herr Fedor, und welche Rolle wir zusammen einüben wollen. Es wird sich schon ein Moment dazu finden. Sparmann, Sie werden doch schweigen?“

„Discretion Ehrensache.“

„Das möchte ich mir auch ausbitten. Und jetzt machen Sie Beide im Ernst, daß Sie fortkommen, sonst werden wir doch noch überrascht.“ —

Sie trennten sich diesmal schon an der Hausthür. Der Doktor wollte auf kürzestem Wege heim. Fedor hielt ihn nicht. Es drängte ihn danach, allein zu sein, er wollte mit sich in's Klare kommen. Wieder war in seiner Seele jenes Stürmen und Drängen, das auch der erste Versuch bei ihm hervorgerufen;

eine dumpfe Wirrnis, der er mit banger Ahnung, aber ohne sie zu verstehen, gegenüber stand. Was war eigentlich geschehen? Er versuchte, die Eindrücke des Abends noch einmal an sich vorüber ziehen zu lassen, aber sie drängten sich durcheinander, verwischten sich und verschwammen, und nur Eins blieb übrig: Die klageude Frauenstimme, die nach dem Erlöser rief, der blonde Kopf, der an seiner Brust gelegen, das Knie, das sich an das seine geschmiegt. Und dabei die Aussicht, mit ihr vereint lesen, schwärmen, studiren zu dürfen! Ein wonnevoller Seufzer hob seine Brust, wie ein trunkener Glückswunsch kam es über alle seine Sinne.

Er war in diesen Tagen sehr unaufmerksam im Geschäft. Die Zahlen in den Büchern verwickelten sich vor seinen Augen, an ihre Stelle trat ein schöner rothblonder Frauenkopf. Wo er ging und stand, sumimte er Verse vor sich hin, glühende, leidenschaftliche Verse, wie er sie in seiner Rolle sprechen wollte. Er war nicht mehr Fedor Russell, der kleine Volontair bei Behrens & Co., der Kaffee- und Thee-Konto auszufüllen hatte — er war Carlos, der unglückliche Königssohn, und sie Elisabeth, die Königin, seine Königin! Der Carlos sollte seine erste Rolle sein, das stand jetzt in ihm fest.

Die Kollegen betrachteten ihn mit heimlichem Kopfschütteln, sein Chef meinte bei sich, die Lehrlinge

müßten bei Ruffel und Sohn in Bremen eine fabelhaft schlechte Ausbildung bekommen. —

„Ach!“ . . . Sparmann blieb auf der Schwelle stehen. „Ja, postausend, wo haben Sie denn den her? Das ist ja wahrhaftig ein Prachtstück!“

„Ja, nicht wahr?“ Sie lächelte stolz, mit dem Stolz eines Kindes, das einen lange und hartnäckig verfolgten Wunsch durchgesetzt hat. „Ja, er ist entzückend, soll auch ganz echter Susandshird sein, aus der persischen Staatsmanufaktur. Sehen Sie, die Muster sind rein orientalisches, hier haben Sie die Lotosblume, das ist ein chinesisches Tabellier des Klink und . . .!“

„Sie reden wie ein Buch, meine Gnädige, haben Sie Ihren Karabacel gleich auswendig gelernt?“

„Kann schon sein. Aber schauen Sie dies Ornament,“ — sie wies mit der Fußspitze auf eine Figur im Teppichgrund, — „das ist auch chinesisches, das Tshi — das Symbol der Unsterblichkeit!“

„Nun, da können Sie ja jetzt die Unsterblichkeit auch mal in der Praxis mit Füßen treten.“

„Ist das wieder eine Anzüglichkeit, Sie?“

„Wenn Sie sie anziehen wollen, schöne Frau.“

„Fällt mir garnicht ein . . . Und jetzt gehen Sie zu Ruffel hinein, ich hab' noch zu thun. Er ist im Speisezimmer.“

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

### Volkslied.\*

Du hast mir ja versprochen  
Viel tausend mal die Treu,  
Ich hab' dich auch geglaubt,  
Daß es nicht anders sey;  
Nun aber muß ich sehen  
Du meiner größten Pein,  
Daß ich von dir mein Leben  
Muß ganz verlassen sein.

Ich glaubte deinen Worten,  
Mein Herz war stets bey dir,  
Ohne dich kont' ich nicht leben,  
So ängstlich war es mir;  
Wie oft hast du gesagt,  
Du liebst kein andre nicht,  
Als mich, dein Schatz, dein Leben,  
Dein Herz, dein Augenlicht.

Mein Schatz, ich bin dir doch gut,  
Ob Du mich nicht mehr liebst,  
Es dringt zwar mir durch Mark und Blut,  
Daß du mich so betrübst;  
Nun aber kröß ich mich,  
Fah' mir ein frischen Muth,  
Glaub, es wird nicht lang mehr seyn,  
So sind wir wiederum gut.

**Sturm auf Bornholm.** Hans Bartels, der das Original unseres heutigen Bildes gemalt, ist den Lesern schon durch ein anderes Seebild bekannt, die „Sturmfluth“, ein düsteres Nachbild. Zimmer wieder haben die Motive der See und das Leben der Fischer und Schiffer, wie es am Strande sich abspielt, ihn gefesselt. Er kennt die See und weiß das wechselnde Bild der Wogen im Bilde festzuhalten, wie kaum ein anderer deutscher Maler. Das ist auch die Stärke unseres Bildes: wie hier die langen, schwer von der hohen See hereintollenden Wogen gemalt sind, wie die hohen Stämme am Strande überbrechen und wie sie hoch emporspringend gegen den runden Steinwall fahren, der den flachen Strand schützt! Die unheimliche Kraft und dabei die gleitende, in jedem Augenblick sich ändernde Gestalt der Welle, die scheinbar feste Masse des Wellenberges und die ganz in weißen Schaum aufgelösten Spritzer, die Kränzel, die der dahersahrende Wind in den Wellenbergen und Thälern hervorbringt — alles das ist vom Maler überzeugend wahr herausgebracht. Das war ihm das Hauptmotiv seines Bildes, das Andere,

das Dampfboot, das schwer mit den Wogen zu kämpfen hat, die Leute am Strande, treten dagegen zurück oder dienen nur dazu, den Eindruck des Stürmes zu verstärken. Es ist Tag, der Himmel ist grau umzogen, nur in einem ungewissen blendenden Licht kämpft sich die Sonne durch. Und von dem Horizont her zieht über die See noch die schwere Wetterwand herauf, vor der die kleinen Wolkensegen, vom Sturme gejagt, herfliegen. —

**Im Förderwerk.** „Paß auf!“ rief eine Frau Annuschka an, die von den großen Sieben kam. Sie hatte eben einen Förderkorb hingeschoben und ging nun zurück. Eine Kameradin rief ihr zu, daß sie jetzt Pause hätten. Sie folgte beiden Rufsen und sprang zur Seite, gerade noch rechtzeitig, um von dem Förderkorb, den die Frau vor sich hertrieb, nicht umgeworfen und überfahren zu werden. Maria setzte sich an eines der offenen, unverschlossenen Fenster und Annuschka kauerte sich neben die Kameradin. Mit ihren herben Händen zogen sie die dünnen Röcke über die nackten Füße und starrten vor sich hin.

Im vertrauten leisen Mauererton hätten sie sich nicht verständigen können. Das Knarren der gewaltigen Mäder mit dem nähleren Förderseil, das Rasseln der viereckigen Förderwagen über die Stahlplatten des Bodens und das schupfartige Knattern beim Umklappen der Kisten in die Siebe übertönte jedes Wort. So schmiegt sich denn die Weiden dicht zusammen, um sich wenigstens an einander zu wärmen. Durch die vielen Oeffnungen in den Bretterwänden peitschte der Wind die nachkalte Luft und einzelne Regentropfen. Aber hier an der Oeffnung war der einzige Ort zum Ausruhen. In dem Raume an der Schachtoeffnung und den Gängen rollten unaufhörlich die Förderkörbe hin und her. Raum, daß die Frauen rasch genug die Wagen nach den Sieben stoßen konnten, um mit den geleerten zurückzukommen. Stets, wenn die Gitter an der Schachtoeffnung hochklappten, rollten zwei volle Förderkörbe heraus aus der Förder-schale. Sofort mühten zwei leere hineingestoßen werden. Sant die Schale auf der einen Seite, so kam eine neue auf der anderen herauf, die wieder rasch geleert werden mußte. Der Wechsel dauerte nur wenige Sekunden. Rechts zwei leere hinein — links zwei volle heraus — zwei leere hinein — zwei volle heraus . . .

Die Mädchen liefen eilig mit nackten Füßen über die kalten Stahlplatten; sie hatten kaum so viel Zeit, sich einmal die vom Kohlenstaub geschwärzten Haare unter die kleinen Kopfstücker zu schieben. Schon wieder war eine Schale oben, die geleert werden sollte.

Die beiden Mädchen drückten sich eng aneinander. Annuschka lächelte still vor sich hin. Das herbe, beschmutzte Gesicht wurde von feierlichem Glanz überzogen. Die verarbeiteten Hände, der kurze zerrissene Rock und die weiße Jacke schienen in diesem Augenblick garnicht zu dem Gesicht zu passen.

Maria sah das. Sie konnte sich trotz des alles überschreitenden Lärms nicht enthalten, ihrer Freundin in's Ohr zu rufen: „Nur noch zehn Tage!“

Sie lächelte auch dabei und brühte Annuschka's starken Arm.

Annuschka mußte sie wohl verstanden haben. Sie sah ihre Freundin dankbar und glücklich an. Und dann lächelte sie wieder — nur noch zehn Tage bis zur Hochzeit! Dann hatte sie ihr eigenes Heim und brauchte nicht mehr mitarbeiten, nicht mehr die schweren Förderkörbe vor sich herstoßen, nicht mehr in dem zugigen Raume schweben, die ganze Nacht oder den ganzen Tag. Sie wollte ja gerne arbeiten, zu Hause. Tante Jaroszewski wollte ihr ja das Nähen beibringen. Und dem Adam, ihrem Bräutigam, wollte sie das Leben schon angenehm machen — nur endlich mit ihm ein Heim haben, nicht immer bei den Eltern bleiben, unselbstständig und von der Mutter mit scheelen Augen angesehen, weil der die sechs Mark in der Woche, die Annuschka verdiente, nicht genug waren. Sie wollte sich schon ihr Theil allein verdienen, damit sie nicht abhängig war . . .

In diesem Augenblick entstand an der Schachtoeffnung eine Störung. Nicht wie sonst wurden zwei Wagen von der Förderchale gezogen. Die Frauen und Mädchen drängten sich um eine Gruppe ernster Bergleute, die langsam dem Schachtaufbau emstiegen. Sofort standen alle Förderwagen. Die Mädchen eilten schreiend oder still, mit angstverzerrten Füßen herbei — vielleicht war's der Vater . . . der Bruder . . . der Liebste, den die Männer da trugen. Vorsichtig legten sie den Bewußtlosen auf eine Bahre; aus seinem rechten Aermel drang das Blut, vermischt mit Kohlenstaub . . .

Als die Mädchen gesehen hatten, daß der Verunglückte nicht zu ihnen gehörte, schwiegen sie alle. Nennsteig, ängstlich und mitleidig drängten sie sich dicht um die Bahre. Die rastlose Arbeit wurde unterbrochen, der Lärm ließ nach.

Nur Annuschka war nicht hinzugeeilt. Wenn's wirklich Adam war . . . sie schauerte und hoche sich noch mehr zusammen . . . Da schüttelte Maria sie: „Annuschka! Adam! . . . Adam!“

Annuschka reckte sich auf und stöhnte. Taumelnd ging sie auf die Bahre zu. Doch die Männer, die das Förderwerk bedienten, hielten sie zurück. Sie wimmerte und kreischte, als sie den Verwundeten, dessen Arm zwischen zwei Förderwagen zerquetscht worden war, hinaus trugen.

Annuschka wollte der Bahre folgen.

Doch als sie die Halle verließ, kam der Förderwerks-leiter, ein blondbärtiger Mann mit herrischen Augen: „Was hat sich denn das Frauenzimmer so? Was? Wegen ihres Kerls? . . . Ach was, weiterarbeiten — marsch! Los!“

Die Förderchale kam schon wieder herauf. Rechts zwei volle heraus — zwei leere hinein — links zwei volle heraus — zwei leere hinein . . .

H. O.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

\* Aus „Deutsches Volks- und Studentenlied in vor-nassischer Zeit“. Quellenmäßig dargestellt von Arthur Köpp. Berlin, Wilhelm Berg.